
Brückenbauer wider den Dualismus

Christoph Marksches

Es freut mich, dass der vorliegende Sammelband mir die Gelegenheit bietet, mich noch einmal eingehend mit der Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaften zu beschäftigen. Es ist durchaus kein leichter und unumstrittener Gegenstand. Entweder wachsen und blühen die Geisteswissenschaften in Deutschland – dann muss nicht ihre Zukunft beschworen werden, diese Zukunft lässt sich vielmehr leicht antizipieren; wer spricht schon über die Zukunft der Chemie oder die der Biotechnologie? – oder die Geisteswissenschaften welken und verdorren – dann hilft eine Beschwörung ihrer angeblichen Zukunft oder ein Beklagen ihrer fehlenden Zukunft auch nicht, weil ihr Siechtum offenbar ist. Und einen prophetischen Text über die präzise Gestalt der Zukunft der Geisteswissenschaften, sei sie nun eher positiv oder negativ, also beispielsweise über die Forschungsschwerpunkte der nächsten Jahre und Jahrzehnte, erwartet man gewiss nicht vom Theologen, allenfalls vom Wissenssoziologen. Und das aus gutem Grund: Die prophetische Kompetenz der Theologen hat seit dem Mittelalter beständig abgenommen.

Daher werde ich zunächst in einem ersten Abschnitt die Debatte der jüngsten Zeit zu bilanzieren versuchen, in einem zweiten Abschnitt fragen, ob jenseits dieser aktuellen Debatte aus einem seit knapp 150 Jahren geführten deutschen Diskurs über die Geisteswissenschaften bestimmte Grundlinien der Diskussion zu extrahieren sind und schließlich in einem dritten Abschnitt einige eigene Kommentare zur Lage der Fächer zusammentragen, die

wir im Deutschen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als Geisteswissenschaften bezeichnen. Inhalt und Gegenstandsbereich des Begriffes haben sich seither natürlich deutlich verändert, ohne dass wir dies hier nachzeichnen könnten oder auch müssten. Für die Verbreitung des deutschen Ausdrucks Geisteswissenschaften spielte übrigens im 19. Jahrhundert eine nicht geringe Rolle, dass mit ihm der englische Begriff „moral-sciences“ aus John Stuart Mills *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive* von 1843 übersetzt wurde und bei Mill schon ein Dual von „natural-sciences“ und „moral-sciences“ vorliegt. Man kann also durchaus sagen, dass die englische Sprache Geburtshilfe mindestens für die begriffliche Etablierung der Geisteswissenschaften in Deutschland geleistet hat. In diesem Beitrag möchte ich aber weder die Begriffsgeschichte noch die verschiedenen Definitionsversuche von Geisteswissenschaften in der Vergangenheit nachzeichnen, sondern nehme den Einsatzpunkt meiner Bemerkungen in den Jahren 2005/2006 und beschreibe von da aus die in Deutschland jüngst wieder aufgebrochene Debatte um die Geisteswissenschaften.

Die jüngste Debatte über die Geisteswissenschaften

Wenn eine öffentliche Debatte aufbricht und es bis in die Feuilletons der Tageszeitungen bringt, ist etwas fundamental unklar oder unsicher. Zeichen für eine in Deutschland gegenwärtig mit den Geisteswissenschaften verbundene fundamentale Unsicherheit und Unklarheit gibt es viele. Ich nenne, bevor ich die jüngste Debatte analysiere, ein Beispiel dieser Unsicherheit und Unklarheit: Seit der Jahrtausendwende hat das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) die Angewohnheit, jedem Jahr eine wissenschaftliche Disziplin zuzuordnen, eine Werbeagentur

mit der Gestaltung eines Programms für ein solches Wissenschaftsjahr zu beauftragen und eine Reihe von einschlägigen Veranstaltungen anzuregen respektive zu koordinieren – man erhofft sich so, eine breitere Öffentlichkeit für wissenschaftliche Themen zu begeistern. Nach wenig beachteten Jahren, die beispielsweise der Physik und der Technik gewidmet waren, wurde 2005 unter großer öffentlicher Anteilnahme ein Einstein-Jahr gefeiert und dabei vor allem der großen (übrigens in der Schweiz veröffentlichten) Publikationen des Physikers aus dem Jahre 1905 gedacht. In der Stadt Berlin erinnerten überlebensgroße, leuchtend-rote „E“-Buchstaben an Orte des Wirkens von Albert Einstein in der deutschen Hauptstadt, und eine viel beachtete Ausstellung der Max-Planck-Gesellschaft präsentierte das Leben, aber auch die wissenschaftlichen Erkenntnisse Einsteins. Dass das zurückliegende Jahr 2006 vom BMBF der Informatik gewidmet war, wissen – wenn ich mich nicht sehr täusche – vor allem Vertreter dieser Disziplin und Besucher der Eröffnungsgala. Nach sieben Jahren, die einzelnen Naturwissenschaften gewidmet waren, ist endlich das Jahr 2007 den Geisteswissenschaften gewidmet, und unter dem Leitthema Sprache werden die Leistungen deutscher Geisteswissenschaften öffentlich präsentiert und rücken in den Fokus des öffentlichen Bewusstseins. Das wäre eigentlich ein Grund zur Freude – schließlich sind solche Präsentationen mit zusätzlichen öffentlichen Fördermitteln verbunden. Statt dessen beklagen aber nicht wenige Wissenschaftler, aber auch große Wissenschaftsorganisationen, dass hier nicht etwa eine einzelne geisteswissenschaftliche Disziplin wie die Geschichtswissenschaften, sondern eine ganze Disziplinengruppe zum Jahresthema gemacht wurde und sehen darin ein Symptom der immer wieder beklagten Benachteiligung der geisteswissenschaftlichen Fächer im deutschen Wissenschaftssystem, ja ein Symptom einer Krise der Geisteswissenschaften.

Mit dem Stichwort Krise beginnen auch die meisten Beiträge zur jüngsten Debatte über die Geisteswissenschaften, die sich vor allem in den Feuilletons der großen Tageszeitungen abspielte, aber auch ausführlichere Aufsätze hervorgebracht hat. Ich werde beispielhaft auf zwei Vorträge eingehen, die der frühere Kulturstatsminister und jetzt in München lehrende Philosoph Julian Nida-Rümelin zum Thema veröffentlicht hat. Symptomatisch für die deutsche Diskussion aber ist, dass den größten publizistischen Einfluss wohl zwei Gutachten hatten, die um den Jahreswechsel 2005/2006 zur Lage der Geisteswissenschaften in Deutschland erschienen sind und breit in den Feuilletons diskutiert wurden.

Eine Gruppe um den Konstanzer Philosophen Jürgen Mittelstraß und den Frankfurter Rechtshistoriker Dieter Simon publizierte aus eigenem Antrieb ein schmales „Manifest Geisteswissenschaften“, das auf äußerst erregte Gegenreaktionen traf. Kurz danach legte der Wissenschaftsrat, ein vom Bundespräsidenten berufenes Koordinations- und Evaluationsgremium deutscher Wissenschaft, im Rahmen seiner offiziellen Begutachtungen ein ungleich umfangreicheres Gutachten unter dem Titel „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ vor. So verschieden die beiden Gutachten nach Umfang und Ausrichtung sind, so einig sind sie sich in der Zurückweisung der Krisenrhetorik. Mittelstraß und Simon formulieren gleich zu Beginn etwas flapsig, dass nun die „Krise der ‚Krise‘“ zur Rede von der „Krise“ hinzugekommen sei (3), während das Gutachten des Wissenschaftsrats deutlich seriöser davon spricht, dass die „allgemeine Krisenrhetorik deplaziert und ungeeignet“ sei, „tatsächlich bestehende konkrete Defizite, Desiderate und Herausforderungen zu erkennen“ (7). Was Mittelstraß und Simon im rhetorischen Gestus eines *after dinner talk* konstatieren, begründet der Wissenschaftsrat auf vielen Seiten mit Bei-

spielen zur internationalen Sichtbarkeit und nationaler Leistungsfähigkeit deutscher Geisteswissenschaften. Hin-
gewiesen sei etwa auf die großen Editionsprojekte, beispiels-
weise auf die deutschen Beiträge zu einem Gesamtinventar
mittelalterlicher Glasmalerei, dem *Corpus Vitrearum Medii
Aevi*, oder auf die Werkausgaben von Johann Sebastian Bach
und Friedrich Nietzsche, um zwei Antipoden in einem von
Bund und Ländern geförderten Programm zu nennen.

Woher kommen dann aber die verbreiteten Empfindun-
gen? Haben sie vielleicht doch ein *fundamentum in re*?
Gibt es eine Benachteiligung geisteswissenschaftlicher Fä-
cher im deutschen Wissenschaftssystem? Kann man von
einer Krise der Geisteswissenschaften sprechen? Einmal
abgesehen davon, ob man 2007 nicht lieber hätte ein Jahr
der Geschichtswissenschaften oder ein Jahr der Sprachen
feiern sollen – die Empfindung von Benachteiligung ist un-
ter deutschen Geisteswissenschaftlern weit verbreitet;
viele Kollegen meinen sogar, mit dem Rücken an der
Wand zu stehen. Auch wenn beispielsweise die Deutsche
Forschungsgemeinschaft nicht müde wird, mit Zahlen
nachzuweisen, dass der Anteil der Geisteswissenschaften
an ihrem Förderungsvolumen leicht (auf rund zehn Pro-
zent) gestiegen ist, vermuten viele kluge Zeitgenossen Be-
nachteiligung durch diese zentrale Förderungsorganisation.
Als in der ersten Runde der ersten Stufe eines bundeswei-
ten Wettbewerbs um Graduiertenschulen und Forschungs-
cluster, den Bund und Länder gemeinsam aufgelegt haben,
sehr viele geisteswissenschaftliche Projekte ausschieden,
wurde ebenfalls von vielen eine strukturelle Benachtei-
ligung dieser Fächergruppe im Wettbewerb vermutet und
kaum gefragt, ob im Votum der meist ausländischen Gut-
achter nicht auch Ansätze einer kritischen Evaluation
deutscher Geisteswissenschaften erkennbar geworden
sind, über die sich nachzudenken lohnt – ich werde auf die-
sen Punkt zurückkommen.

So verbreitet die Empfindung struktureller Benachteiligung der Geisteswissenschaften ist – eine wirkliche statistische Basis für diese verbreitete Empfindung gibt es nicht. So ist beispielsweise der Anteil der Studienanfänger, die sich für geisteswissenschaftliche Fächer entscheiden, kontinuierlich bis auf ein Viertel aller Anfänger gestiegen, einzelne Fächer der Geisteswissenschaften wie Anglistik und Romanistik konnten trotz eines allgemeinen Abbaus von Professuren in Deutschland sogar die Zahl ihrer Professuren steigern. Nur in einzelnen Fächern ist es zu einem drastischen Abbau gekommen, vor allem deswegen, weil die Kürzungen von so genannten kleinen Fächern in Deutschland nicht zwischen den Bundesländern koordiniert werden. Besonders betroffen war – und dies ist angesichts der Osterweiterung der Europäischen Gemeinschaft besonders schmerzlich – die Slawistik, auch hat die Zahl der Professoren mit der Steigerung der Studierendenzahlen nicht Schritt gehalten und die ungünstigen Betreuungsrelationen an deutschen Universitäten weiter verschärft.

Wenn es aber keine statistischen Gründe für die gleichwohl verbreitete Empfindung einer strukturellen Benachteiligung der Geisteswissenschaften und angesichts ihrer Leistungsfähigkeit auch keinen Anlass für die Rede von einer Krise gibt – woher stammt die Empfindung, was veranlasst die Rhetorik? Interessanterweise bleiben hier die beiden erwähnten Gutachten der Jahre 2005 und 2006 die Antwort schuldig oder geben sie nur sehr indirekt. Im Manifest der Gruppe um Mittelstraß und Simon wird lediglich mit etwas melancholischem Unterton vorgeführt, dass die berühmte Historisierung der deutschen Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert die vorher für alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen zentrale Frage nach der Wahrheit in die Teildisziplin der Philosophie abdrängte und somit philosophische Rahmentheorien für alle Wissenschaft weitgehend bedeutungslos hat werden lassen. Wa-

rum die im Manifest ausschließlich negativ beschriebene Historisierung der Geisteswissenschaften und damit die Ablösung des „idealistischen Modells“ der Geisteswissenschaften aber einen wesentlichen Teil der gegenwärtigen systematischen und institutionellen Schwäche der Geisteswissenschaften ausmachen soll (17), wird von Mittelstraß und Simon nur angedeutet. Man muss vermuten, dass die Autoren den Geisteswissenschaftlern empfehlen wollen, durch die Wiedereinführung des idealistischen Paradigmas die Deutungshoheit der Geisteswissenschaften für die angemessene Deutung der Wirklichkeit und die Methodologie von Wissenschaft wieder zurückzugewinnen und so an die Stelle der Empfindung von Benachteiligung den fröhlichen Anspruch auf Deutungs- und Ordnungskompetenz zu setzen. Klar, dass vor einem solchen Hintergrund eine konstruktivistische Wissenschaftstheorie ebenso wie *linguistic and cultural turn* einfach als „Holzweg“ abqualifiziert werden müssen (17).

Demgegenüber vermeidet das Gutachten des Wissenschaftsrates solche idealistischen Reckaufschwünge. Es zeichnet zunächst einmal nach, dass den Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert noch eine zentrale Stellung im Bildungskanon zugebilligt wurde und ein Nachweis „unmittelbarer gesellschaftlicher Verwertbarkeit“ nicht gefordert wurde (10). Man könnte etwas flapsiger formulieren: Wer damals bestimmte Goethe-Gedichte nicht deklamieren konnte, galt gesellschaftlich nicht als satisfaktionsfähig, jedenfalls so lange, wie alle akademischen Reden mit Zitaten des Weimarer Dichters garniert sein mussten und das mussten sie noch in der Weimarer Republik. Kenntnis binomischer oder chemischer Formeln war dagegen nicht verlangt, und der Romanist Ernst Robert Curtius lehnte 1920 einen Ruf an die Technische Hochschule Aachen ab, weil er fürchtete, dort von einem Ordinarius für Heizung und Lüftung mit „Herr Kollege“ angedredet zu werden. Das so na-

türlich mehr karikierte als explizierte neuhumanistische Bildungsideal, dem sich die besondere Stellung der Geisteswissenschaften verdankte und das gleichzeitig durch diese sanktioniert wurde, ist im 20. Jahrhundert aus verschiedensten Gründen zerbrochen. Nicht nur das eher thetische Papier der Gruppe um Mittelstraß und Simon, sondern auch das Gutachten des Wissenschaftsrates versäumt, die mutmaßlich endgültige Abkehr von diesem neuhumanistischen Bildungsideal seit den 1960er Jahren, das im Gegenzug erstarkte Selbstbewusstsein der Naturwissenschaften, die gesteigerte Faszination ihrer Forschung auch für breitere Kreise als Gründe für die Verdrängung der Geisteswissenschaften vom Thron der Wissenschaft zu benennen.

Beide Gutachten unterlassen es, die Frage zu stellen, ob es in Zeiten der Pluralisierung überhaupt noch eine dominante Gruppe von Einzeldisziplinen geben kann: Mittelstraß und Simon versuchen ohne viel Federlesens, die zentrale Stellung der Geisteswissenschaften, näher noch der Philosophie, im idealistisch dominierten Wissenschaftssystem der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (beispielsweise bei Hegel) wiederherzustellen, das Gutachten des Wissenschaftsrates will Geisteswissenschaften als „Wissenschaft unter Wissenschaften“ (14), als Teil einer „Gesellschaft mitkonstituierenden Forschung“ (13) profilieren, ohne genau zu bestimmen, was Geisteswissenschaften eigentlich sind. Beide Zugangsweisen bleiben letztlich unbefriedigend: Im einen Papier wird den Geisteswissenschaften auf eine problematische Weise ihre einstige Zentralstellung wieder zugewiesen, im anderen verschwinden die Geisteswissenschaften in einer Pluralität von Wissenschaften, in der – metaphorisch gesprochen – alle Katzen grau sind. Demgegenüber versucht der Münchener Philosoph Julian Nida-Rümelin die Besonderheit der Geisteswissenschaften durch ihren konstitutiven Bezug auf den Menschen zu bestimmen und sie also im klassischen Sinne

als *studia humaniora* zu definieren, als Wissenschaften, in denen Wahrnehmung vom Menschen auf lebensweltliche Orientierung führt und sich solches Wissen mit natur- und sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnissen „wieder zu einem wissenschaftlichen Weltbild“ zusammenfügt. Aber geht es in den Geisteswissenschaften nicht um ein Begreifen der Welt, das die notwendig zentrale anthropologische Perspektive auch immer zu überwinden, zu relativieren, zu transzendieren versucht? Von daher ist Nida-Rümelins Rückgriff auf ein traditionelles Selbstverständnis der Geisteswissenschaften nicht unproblematisch, obwohl es durch die Konzentration auf das Humane leichter den Anschluss an den englischen und französischen Sprachgebrauch gewinnt.

Wir können an dieser Stelle die Nachzeichnung der jüngsten Debatte abbrechen, weil ihre Charakteristika bereits genügend deutlich geworden sind: Sie zeichnet sich zum einen dadurch aus, dass der weit verbreiteten Empfindung struktureller Benachteiligung der Geisteswissenschaften im deutschen Wissenschaftssystem und der Rhetorik der Krise teils sehr emphatisch widersprochen wird, in jedem Fall doch recht deutlich. Zum anderen wird aber bis zu einem gewissen Grade doch vorausgesetzt, dass solche Empfindung und entsprechende Rhetorik ein *fundamentum in re* haben. Sonst würde nicht mit solcher Energie versucht, eine eigene, unverwechselbare Aufgabe der Geisteswissenschaften zu profilieren – wie bei Nida-Rümelin, Mittelstraß und Simon, wenn auch in unterschiedlicher Weise –, sonst würde nicht versucht, neue, spezifisch für die Geisteswissenschaften geeignete Förderformen zu entwickeln. Ich nenne aus der Initiative Pro Geisteswissenschaften der Thyssen- und Volkswagenstiftung beispielhaft das Programm „Opus Magnum“, das die Freistellung aus der Universität zur Abfassung eines Hauptwerkes intendiert, und verweise summarisch auf entsprechende Initiativen der

Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und der großen Stiftungen wie die Lichtenberg-Professuren und Dilthey-Fellowships. Sicher ist jedenfalls, dass sich ein Stück der Depression von Geisteswissenschaftlern und der von ihnen gepflegten Krisenrhetorik als Folge des Kammers über den Verlust der einstigen, unangefochtenen Zentralstellung im Wissenschaftssystem erklären lässt.

In einem zweiten, deutlich kürzeren Abschnitt möchte ich nun zeigen, dass Schwierigkeiten mit einer inhaltlichen Definition der Geisteswissenschaften, die jene abgrenzend von den Naturwissenschaften beschreibt und die wir bei der Analyse der Bestimmungen von Nida-Rümelin, Mittelstraß und Simon paradigmatisch beobachten konnten, von Anfang an die Debatte über die Geisteswissenschaften begleiten. Wieder werde ich aus einer Fülle von Beiträgen allerdings nur zwei herausgreifen können.

Die alte Diskussion über die Geisteswissenschaften

Schwierigkeiten, ein distinktes, inhaltlich profiliertes Verständnis von Geisteswissenschaften zu formulieren, prägen die Debatten von Anfang an – sie tauchen keineswegs erst am Ende des 20. Jahrhunderts auf, genauer als 1990 unter Federführung des Germanisten Wolfgang Frühwald eine Denkschrift unter dem Titel *Geisteswissenschaften heute* vorgelegt wurde. Nein, solche Schwierigkeiten bestehen von Anfang an. Seitdem der Begriff Geisteswissenschaften verwendet wird, ist er mit Definitionsproblemen belastet. Daraus ist in den letzten Jahrzehnten von Wissenschaftstheoretikern gern die Konsequenz gezogen worden, dass eine Klassifikation der Geisteswissenschaften vom Gegenstandsbereich her nicht zu einem überzeugenden Ergebnis führen kann. Diese radikal skeptische Position wird ins-

besondere dann plausibler, wenn man sich die enge Verflechtung aller am Gegenstandsbereich orientierten Definitionen mit philosophischen Grundparadigmen deutlich macht – wir hatten dies bereits am idealistischen Reckaufschwung im Manifest der Gruppe um Mittelstraß und Simon gesehen.

Dies gilt aber schon für den Berliner Philosophen Wilhelm Dilthey (1833–1911). Er hat nicht nur in Deutschland den Begriff Geisteswissenschaften popularisiert, sondern ihn in drei stark differenten Weisen bestimmt: Zum einen versteht er unter dieser Fächergruppe im Gegenzug zu den Naturwissenschaften „die andere Hälfte des globus intellectualis“ (GS I, 5), so dass im Begriff der Geisteswissenschaften alle Nicht-Naturwissenschaften enthalten sind. Zum anderen definiert er die Geisteswissenschaften ganz traditionell als *studia humaniora*: „Alle diese Wissenschaften beziehen sich auf die Menschen, ihre Verhältnisse zueinander und zur äußeren Natur“. Zum dritten weist er den Geisteswissenschaften bekanntlich das Verstehen (auf der Basis von irreduzibler Individualität) als dominante Methode zu, den Naturwissenschaften das Erklären (auf der Basis von kausalen Ursache-Wirkungszusammenhängen). Dies stellt eine Differenzierung dar, die mindestens auf der Seite der vorausgesetzten Vorstellung von Verstehen tief durch Diltheys spezifischen Begriff von Leben geprägt ist, ohne dass wir dies hier ausführlicher nachweisen können oder müssen: Leben ist individuell und folgt nicht dem Kausalgesetz, kann daher im eigentlichen Sinne auch nicht begriffen werden. Diltheys Versuch, die Geisteswissenschaften nicht direkt am Gegenstandsbereich, sondern vielmehr an der Art des Umgangs mit dem Gegenstandsbereich zu bestimmen, ist schon unter Zeitgenossen umstritten gewesen. Ob es allerdings überhaupt ein Erklären ohne Verstehen geben kann, war schon Dilthey selbst fraglich: „Aufs höchste getrieben, ist Verstehen so nicht vom

Erklären unterschieden, [...] Und das Erklären hat wieder die Vollendung des Verstehens zu seiner Voraussetzung“. Und wir wissen heute natürlich, dass der Physiker Entropieänderungen versteht, wenn er sie mit Hilfe des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik erklärt, wie auch der Historiker etwas erklärt, wenn er versteht, was das Scheitern der Weimarer Republik bewirkte (J. Mittelstraß: *Die unheimlichen Geisteswissenschaften*, 227). Schließlich kann die nicht wirklich glückliche Unterscheidung Diltheys zwischen Erklären und Verstehen noch dazu verwendet werden, um die Geisteswissenschaften als den vermeintlich tieferen Ansatz des wissenschaftlichen Umganges mit Welt von Naturwissenschaften abzusetzen, wie Günther Patzig vor einiger Zeit bemerkte.

Eine andere gegenwärtig im Unterschied zu Diltheys Dissoziation immer wieder diskutierte Möglichkeit, die Spezifika von Geisteswissenschaften zu bestimmen, setzt wie bei Dilthey eine philosophische Rahmentheorie voraus, nämlich den Zusammenbruch des klassischen ontologischen Paradigmas und seine Überführung in funktionalistische Aussagen (also die Überführung der Aussage „Dies ist ein *after dinner talk*“ in den Satz „Dies funktioniert als *after dinner talk*“). Der Gießener Philosoph Odo Marquard hat 1985 die These aufgestellt, die Aufgabe der Geisteswissenschaften bestehe darin, die im Zuge fortschreitender Technisierung entstehenden lebensweltlichen Verluste zu kompensieren (man nennt daher Marquard und Hermann Lübbecke auch Kompensationstheoretiker). In rationalistisch entzauberten Gesellschaften wachse, wie es in der für Marquard charakteristischen bunten Sprache heißt, ein „Farbigkeits-“ sowie ein „Vertrautheits- und Sinnbedarf“, der von den Geisteswissenschaften abgedeckt werde, indem diese Geschichten erzählen und Traditionen vergegenwärtigen. Mittelstraß und Simon haben in ihrem Manifest im letzten Jahr vollkommen zutreffend bemerkt, dass eine solche Theorie

bereitwillig „eine zwergenhafte Rolle, die den Geisteswissenschaften in einer kompensatorischen Kultur allein noch zu verbleiben scheint“, übernimmt und sanktioniert (19). Und an anderer Stelle hat Mittelstraß noch viel schärfer formuliert, dass derjenige, der die „Zwergenrolle einer kompensierenden Begleitung von Modernisierungsprozessen“ zu spielen gedenkt, „eine Art geisteswissenschaftlichen Todestrieb“ auslebt, ein Sein zum (institutionellen) Tode realisiert (Die unheimlichen Wissenschaften 2, 222).

Soweit einige Beobachtungen zu zwei Entwürfen aus älteren Debatten über den Status der Geisteswissenschaften, die belegen sollten, dass eine allzu streng am Gegenstand oder an den Methoden zur Behandlung des Gegenstandes orientierte Bestimmung der Spezifika dieser Disziplinengruppe, die sie angeblich von den Naturwissenschaften unterscheiden, von Anfang an problematisch war und jedenfalls gegenwärtig nicht ohne Not repristiniert werden sollte, weil sie in dualistische Unterscheidungen zweier gänzlich getrennter Wissenschaftsbereiche fällt. Dies gilt um so mehr, als viele klassische Detailunterscheidungen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ihre Bedeutung verloren haben. Beispielsweise wird man kaum die Empirie allein den Naturwissenschaften zuordnen, denn es gibt es inzwischen empirisch arbeitende Geisteswissenschaftler (wie bestimmte Formen der Geschichtswissenschaften), so dass der ständige Streit um die bekannte These von C.P. Snow über die zwei Kulturen etwas vom ständigen feierlichen Begraben einer Leiche an sich hat. *Bis repetito non placet* hätte man hier zu den Zeiten gesagt, als die Geisteswissenschaften noch *studia humaniora* genannt wurden. Der Biologe Hubert Markl, früher Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, sprach pointiert vom „Zweikulturenwahn“ und übersetzte die Krankheitsdiagnose noch gleich, wie es sich gehört, ins Lateinische: *dementia dichotoma*; bei Wolf Lepenies wird die unfrucht-

bare Dichotomie in das Modell von den drei Kulturen überführt und so vom Soziologen die Sozialwissenschaft als Mittlerin aufgenommen.

Die Zukunft der Geisteswissenschaften

Die jüngste heftige Debatte über Stellung und Zustand der Geisteswissenschaften in Deutschland hat sich, wie wir gesehen haben, stark auf die Frage konzentriert, ob es eine Krise dieser Disziplinen gibt und wie sie gegebenenfalls behoben werden kann. In die Zurückweisung der Krisenrhetorik ist dann viel Schweiß und ebenso viel Papier investiert worden. Dabei hätte man bei nüchterner Analyse sehen können, dass Krise häufig nur „ein umgangssprachlicher Begriff auf der Suche nach einer wissenschaftlichen Definition“ ist, „a lay term in search of a scholarly meaning“, wie es in der *International Encyclopedia of the Social Sciences* heißt (III, 510). Folgt man dieser Definition, dann könnte man etwas forscher sagen, dass die beständige Rede von der Krise der Geisteswissenschaften ein notwendiger Begleitumstand der Schwierigkeiten einer Definition dieser Disziplinengruppe über ihren Gegenstandsbereich oder eine spezifische, dem Gegenstandsbereich angepasste Methodik ist.

Die Geisteswissenschaften haben meines Erachtens dann eine Zukunft, wenn sie ihren Gegenstandsbereich nicht dualistisch gegen die Naturwissenschaften abgrenzen, sondern sich vielmehr als Brückenbauer betätigen, die den faktisch vorhandenen Graben zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu überwinden helfen. Ich würde daher nicht – wie das Manifest der Gruppe um Mittelstraß und Simon – formulieren, dass in den Geisteswissenschaften sich die moderne Welt „in Wissenschaftsform“ begreift, sondern ein solches Begreifen von Welt *auch* den Naturwis-

senschaften zuschreiben und den Satz „Dieses Begreifen ist unter Erklärungs- und Orientierungsgesichtspunkten unabdingbar für eine Welt, die selbst ein wissenschaftliches (und technisches) Wesen hat“ entsprechend auch auf Natur- wie Geisteswissenschaften anwenden. Ein solcher Brückenbau zwischen Geistes- und Naturwissenschaften ist schwierig, erfordert allein der unterschiedlichen Terminologie in beiden Großbereichen wegen viel Zeit und Geduld sowie neugierige Wissenschaftler. Wir versuchen gerade an der Humboldt-Universität zu Berlin eine Institution zu schaffen, in der lebenswissenschaftliche Forschung so organisiert wird, dass sie diesem Zweck dienen kann, und sind gespannt, ob uns der Brückenbau gelingt, wir mithin Snows Behauptung wechselseitiger Ignoranz im Alltag dementieren können.

Geisteswissenschaften können einen solchen Brückenbau leisten, weil sie bei der Erfüllung ihrer originären Aufgaben unmittelbar auf Naturwissenschaften angewiesen sind. Dazu zwei Beispiele: Wenn, wie der Wissenschaftsrat formuliert, die Geisteswissenschaften sich der Erforschung und Vermittlung der historischen, ideengeschichtlichen und gestalterischen Grundlagen von Kultur und Gesellschaft widmen, dann müssen sie in gegenwärtigen Zeiten wissen, wie ein Gehirn funktioniert und wie es das Handeln steuert. Wenn Geisteswissenschaften Orientierungswissen für kulturelle und gesellschaftliche Themen wie Fragen schaffen, heben und vermitteln wollen, müssen sie wissen, was Begriffe wie Gesundheit meinen. Aleida Assmann hat vor einiger Zeit darauf hingewiesen, dass der Begriff Geisteswissenschaften freilich seit seinem Aufkommen im 19. Jahrhundert sehr tief mit jener Opposition zu den Naturwissenschaften verbunden ist und überhaupt mit Dualen (wie Erklären/Verstehen, Geist/Materie, Subjekt/Objekt und Geschichte/Natur). Sie plädiert daher für eine Transformation der Geisteswissenschaften in Kulturwissenschaften. Ob eine solche kulturalistische Wende an-

gezeigt ist oder nicht, wäre Thema für einen neuen Beitrag. Ich möchte hier lediglich festhalten, dass neben der engen Verbindung mit dualen Optionen, die seit Dilthey die Geisteswissenschaften charakterisiert, auch stets die Problematik solcher Konzepte in diesen Disziplinen thematisiert worden ist. Ein Zwang, nun von Kulturwissenschaften anstelle des traditionellen Begriffs Geisteswissenschaften zu sprechen, sehe ich also nicht; im Gegenteil, Assmann muss sich mit der Frage auseinandersetzen, ob nun nicht auch schon die Kulturwissenschaften wieder in eine Krise geraten sind. Mindestens der Krisenrhetorik entkommt man also mit der kulturalistischen Wende nicht.

Einen ähnlichen Sog hat die – eng mit den Namen von Jürgen Mittelstraß verbundene – Forderung ausgelöst, nicht nur interdisziplinär zu arbeiten, also in Gemeinschaft mehrerer Disziplinen, sondern die Disziplinen als geisteswissenschaftlicher Forschung im Grunde hinderliche Strukturen hinter sich zu lassen – Mittelstraß spricht von Transdisziplinarität. Der Wissenschaftsrat hat in seinem Gutachten vom Januar 2006 dankenswerterweise darauf hingewiesen, dass wirklich interdisziplinär nur gearbeitet werden kann, wenn disziplinäre Standards und Kernkompetenzen gepflegt werden (61). Eine fehlende Verständigung über disziplinäre Standards nagt an den Disziplinen selber.

Diese Diagnose macht auf ein Problem der disziplinenfeindlichen Wissenschaftstheorie und Rhetorik der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts aufmerksam. Im Grunde haben die ausländischen Gutachter in der ersten Stufe des Exzellenz-Wettbewerbes des Bundes und der Länder diese kritische Wendung gegen die herrschende Praxis geisteswissenschaftlicher Interdisziplinarität in Deutschland noch einmal verstärkt, als sie vielen Projekten mangelnde Fokussierung auf eine klar begrenzte Fragestellung und viel zu weite Themenformulierungen vorwarfen, aus denen mit guten Gründen nichts mehr entfernt werden kann („Innen und

Außen“, „Das Eigene und das Fremde“ oder „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“). Mit solchen Bemerkungen soll selbstverständlich nicht grundsätzlich gegen Interdisziplinarität Stellung bezogen werden. Yehuda Elkana hat betont, dass alle interessanten Probleme der Gegenwart, an deren Erforschung Geisteswissenschaftler beteiligt sind oder jedenfalls doch sein sollten, die klassischen Disziplinengrenzen – übrigens auch zwischen Natur- und Geisteswissenschaften – überschreiten. AIDS oder Malaria sind Krankheiten, die zunächst einmal ein Mediziner erklären kann und muss, aber um sie wirklich zu begreifen und heilen zu können, sind die Rolle der Armut bei der Ausbreitung solcher Krankheiten und die Bedeutung unterschiedlicher Gesellschaftsformen zu studieren – Aufgaben, die einen Mediziner überfordern. Neues Wissen entsteht gern an der Grenze von Disziplinen. Aber ohne disziplinäre Standards kann eine ertragreiche Interdisziplinarität eben nicht gelingen.

In elementarer Weise wird die Zukunft der Geisteswissenschaften natürlich auch davon abhängen, ob es den entsprechenden Disziplinen gelingt, sich besser als bisher in der Öffentlichkeit darzustellen und Ergebnisse ihres Nachdenkens auch den Menschen zu vermitteln, die nicht gern dicke Bücher lesen oder lange Vorträge hören. Wir versuchen – um ein letztes Mal meine eigene Universität einzuführen –, auf dem Schlossplatz in der Mitte Berlins ein Konzept zu realisieren, in dem die Unterschiede von Ausstellungshalle, Museum und Universität aufgehoben sind und zu bestimmten Themen gemeinsame Präsentationen und Ausstellungen zwischen den Berliner Staatlichen Museen und der Humboldt-Universität veranstaltet werden. Wissenschaft wird hier bis zu einem gewissen Grade inszeniert, um so in aller Öffentlichkeit für ihre weitere Finanzierung in einem relativ armen Bundesland der Bundesrepublik zu werben. Denn nur wenn Geisteswissenschaften faszinieren, haben sie eine Zukunft; Argumente allein werden es nicht richten.